

Walter Keiner
zuletzt wohnhaft in
Berlin - Reinickendorf, Provinzstraße 48

Walter Keiner wurde am 15. Juli 1904 in Berlin geboren. Sein Vater Heinrich Keiner und die Mutter Klara wohnten etwa seit 1930 in der Provinzstraße 48. Der Vater war von Beruf Kupferschmied. Walter Keiner hatte einen Bruder mit Namen Herbert.



Walter Keiner erkrankte im Alter von anderthalb Jahren an Hirnhautentzündung. Als Folge dieser Erkrankung litt er seit früher Kindheit unter Epilepsie. Ebenfalls als Folge dieser Erkrankung wurde ihm ein Hirnschaden attestiert. Nach heutigen Begrifflichkeiten würde man vielleicht sagen, Walter Keiner war geistig behindert.

Im Alter von 26 Jahren (anlässlich seiner Aufnahme in die Wittenauer Heilstätten) wurden seine Intelligenz und sein Wissen bewertet und man bescheinigte ihm: "Wissen und Intelligenz eines Neunjährigen." Unklar bleibt, wie viel von diesem Entwicklungsrückstand durch die damaligen Umstände mitbedingt war. Walter Keiner war außerdem auf dem linken Ohr taub und auf dem rechten schwerhörig.

Seit seinem fünften Lebensjahr war Walter Keiner (mit mehreren Unterbrechungen) in Anstalten untergebracht gewesen, das erste Mal im Erziehungsheim der Irrenanstalt Dalldorf (später Wittenauer Heilstätten, dann Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik), wo er auch Ansätze von schulischer Förderung in einer so genannten Idiotenschule erhielt.

Im Laufe seiner „Anstaltskarriere“ kam es immer wieder zu Beschwerden der Eltern über die Behandlung von Walter in diversen Einrichtungen. Hier geben die erhaltenen Akten über sein Schicksal hinaus einen zwar lückenhaften, aber dennoch eindrucksvollen Einblick in die Bedingungen der Anstaltspflege der damaligen Zeit, aber auch in die Gefühls- und Gedankenwelt der Eltern in ihrem Kampf gegen Anstaltsleitung, Pflegepersonal und Behörden, zum Teil auch von Walter selbst.

Am 23. September 1912 erfolgte eine Beschwerde von Walters Vater wegen Ohrfeigen, mit denen Walter bestraft worden sei: „Wenn der Junge geistig so beregt wäre, dass er in die Volksschule gehen könnte, und keine Anfälle bekäme, würden wir ihn keine Stunde länger in der Anstalt lassen. Ich erwähne noch, dass der Junge kein Fürsorgezögling ist und verlange eine Untersuchung. Personen, welche kranke Kinder durch Schläge erziehen wollen, sollten sich schleunigst einen anderen Beruf wählen.“

So wie hier beschwerten sich Vater und Mutter im Laufe der Jahre immer wieder bei den verschiedenen Stellen bis hin zum Oberbürgermeister. Sie scheuten sich auch nicht, den Vorwurf der Misshandlung zu erheben, so in einem Brief vom 30. Mai 1915: „Deshalb erwarte ich ein strenges Verbot von Misshandlungen und für Geschehenes einen strengen Verweis... Dass das Pflegepersonal Misshandlungen bestreitet ist ja allgemein bekannt, dies ist schon in verschiedenen Gerichtsverhandlungen von verschiedenen Anstalten bewiesen worden.“

Die Auffassung der die Vorwürfe untersuchenden Stellen kommt in folgendem Zitat zum Ausdruck: „Die gelegentlichen Klapse sind doch auch als Miss-handlungen nicht anzusprechen, bei der schwer zu behandelnden Unart der Jungen erklärlich, wenn sie auch nicht geduldet werden dürfen.“

Die Eltern setzten sich für lange Zeit weiterhin für W. ein. Am 16.7.1928, Walter war gerade in der Anstalt Görden bei Brandenburg untergebracht, beklagten sich die Eltern, dass Walter schlechter behandelt werde, weil er nicht arbeite. Anlässlich der Aufnahme von Walter in die Anstalt für Epileptische in Berlin-Wuhlgarten trug den Eltern ihr Engagement für ihren Sohn die Einstufung „einsichtslose, querulantische Eltern“ ein. Walter wird in einem Brief des Vaters wie folgt zitiert: „In den Anstalten wird man noch zum Verbrecher gemacht.“

In den 30er Jahren holten die Eltern Walter wiederholt für einige Tage nach Hause, zumeist an Feiertagen wie Weihnachten, Ostern oder Pfingsten. Ein Versuch, Walter ganz nach Hause zu holen, scheiterte im Jahr 1929.

Bei der Wiederaufnahme von Walter sagte die Mutter über ihn: „Er sagte immer, er wollte leben wie die Leute unter den Linden.“ In den folgenden Jahren finden sich immer wieder Aussagen des Pflegepersonals über Walter, die vermuten lassen, dass er als schwieriger Patient galt, er wurde als sehr reizbar und jähzornig beschrieben.

Das letzte dokumentierte Ereignis im Leben von Walter Keiner ist eine Bemerkung über das Ende eines Elternurlaubes am 28. März 1940; kurz danach wurde Walter Keiner als einer von mehr als 70.000 psychisch kranken und geistig behinderten Menschen vergast.¹⁰

**Else Netzband
zuletzt wohnhaft in
Berlin - Reinickendorf, Hermsdorfer Straße 8**

Frau Else Netzband, geb. Rost, wurde am 21. August 1888 in Spandau geboren. Dort besuchte sie auch die Volksschule bis zur 4. Klasse (damals schloss man die Schule mit der 1. Klasse ab). Das Lernen war ihr schwer gefallen, Schreiben hatte sie kaum gelernt, Rechnen ein wenig mehr.



Bei ihrer ersten psychiatrischen Aufnahme am 2. Februar 1937 in die Heil- und Pflegeanstalt Berlin - Buch glaubte Else Netzband sich im Jahr 1933 zu befinden und gab an, 59 Jahre alt zu sein. Ihr unehelicher Sohn sei 31 Jahre alt, verheiratet, habe keine Kinder. Das Jahr ihrer Eheschließung konnte sie nicht nennen, nur dass es im Monat Mai gewesen war und dass sie etwa fünf Jahre verheiratet gewesen sei. Ihre Scheidung lag angeblich fünf oder sechs Jahre zurück. Nach ihrer Scheidung hatte sie vier Jahre am Hökerwagen im Obstverkauf gearbeitet; den Wagen hatte sie selbst ziehen müssen. Zum Zeitpunkt der Aufnahme hatte sie keine eigene Wohnung und lebte im städtischen Obdachlosenheim in der Nordmarkstraße in Berlin - Wedding.

¹⁰ Biografie erarbeitet von Annett Graneß und Christoph Visse

Die Aufnahme in Berlin - Buch erfolgte, weil sie an einer „Involutionenpsychose“, also einer psychischen Störung im höheren Lebensalter, „bei angeborenem Schwachsinn“ litt. Im Aufnahmebericht heißt es: „Die Kranke sitzt mit depressivem Gesichtsausdruck im Wagen. Sie antwortet auf Anrede nicht.“ Auch bei der Befunderhebung am folgenden Tag war sie regungslos, blieb stets in der gleichen Haltung sitzen und schien keinen Anteil an ihrer Umgebung zu nehmen. Auf die Fragen des Arztes war sie jedoch bereit zu antworten. Sie wähnte sich in einem Kinderheim und bat, für immer bleiben zu dürfen. In den Verlaufseintragungen wurde vermerkt, dass sie sehr unruhig, laut und auch unrein war; außerdem verließ sie ständig das Bett. Als sie etwas ruhiger geworden war und den Wunsch nach Beschäftigung geäußert hatte, wurde sie in ein anderes Haus verlegt und konnte in der Schälküche arbeiten.

Im Dezember 1937 kam der Sohn, Paul Rost, zu Besuch; die Ärzte notierten, dass er einen schwachsinnigen Eindruck machte; deswegen gestatteten sie Else Netzband keine Beurlaubung zu ihrem Sohn. Im April 1938 wurde E. Netzband stuporös (Zustand ohne erkennbare psychische und körperliche Aktivität); sie war somnolent (schläfrige Form gestörten Bewusstseins), ihr Zustand wurde als akinetisch (bewegungslos) beschrieben.

Erst ab Juni ging es ihr besser. Ihr Verhalten war freier, sie antwortete wieder auf Fragen, konnte allerdings zu der durchgemachten Erkrankung keine Angaben machen. Für eine organische Ursache ihrer Beschwerden wurde kein Anhalt gefunden.

Im März 1940 stellte der Sohn einen erneuten Antrag auf Beurlaubung seiner Mutter, diesmal wurde zugestimmt. Auf Initiative der Säuglingsfürsorge Wedding wurde E. Netzband jedoch bald darauf in die Anstalt zurückgebracht. Man hatte festgestellt, dass der Sohn mit seiner Frau und einem Säugling in einem 18 m² kleinen Kellerraum lebte. Dort standen nur zwei Betten, als Beleuchtung diente eine Kerze. Frau Netzband, so die Auskunft, lebte in ständigem Streit mit der Schwiegertochter, die wenige Tage vor ihrer Niederkunft stand. Hilfestellung bei der Geburt des Kindes lehnte die Familie ab.

Am 24. April 1940 wurde E. Netzband von Berlin - Buch aus in die Pflegestelle zu Frau Alisch in die Hermsdorfer Str. 8 in Reinickendorf gegeben. Zwei Monate später wurde sie zur weiteren Betreuung der Heil- und Pflgeanstalt Herzberge überwiesen, verblieb aber in ihrer Pflegestelle, obwohl sie - so ein Eintrag in ihrer Akte - „wenig Lust zur Arbeit“ hatte und deshalb für eine Pflegestelle an sich wenig geeignet schien. In den folgenden Eintragungen, die erst wieder im Februar und März 1943 vorgenommen wurden, heißt es: „Folgt nicht den Anweisungen, sollte verlegt werden.“ In dieser Zeit war sie einmal aus ihrer Pflegestelle fortgelaufen, nach Buch gefahren und hatte gebeten dort bleiben zu dürfen.

Am 1. April 1943 wurde Else Netzband von „Heilherz“ in die Verwaltung der Wittenauer Heilstätten übernommen. Sie verblieb zunächst in der Pflegestelle bei Frau Alisch, die sie aber am 1. Februar 1944 in die Anstalt Wittenau zurückbrachte, weil E. Netzband häufiger in Erregungszustände geraten war, besonders bei Bombenalarm. Sie sei „nicht mehr tragbar für die Pflege.“ Else Netzband selbst berichtete dagegen, dass sie einen bösen Arm hätte. Eine Untersuchung ergab eine Unterarmfraktur, die schon über zwei Wochen bestanden hatte. Auf die Frage, warum sie bei Alarm so unruhig gewesen sei,

antwortete sie: „weil ich die Blinde immer zur Arbeit bringen musste.“ Außerdem habe sie einholen und Zimmer aufräumen müssen. Auf die Frage, mit wem man Krieg habe, antwortete sie: „Mit dem Führer.“

Am 24. Februar 1944 wurde sie zur Verlegung nach Obrawalde vorgeschlagen und am 1. März 1944 mit einem Sammeltransport dorthin gebracht. Am 22. März wurde eine „Grippe“ diagnostiziert; am 24. März 1944 starb Else Netzbund an einer angeblichen „Herzschwäche bei Grippe“. Tatsächlich lassen die Umstände ihres Todes aber darauf schließen, dass die pflegebedürftige Frau kurz nach ihrer Ankunft in Obrawalde in einem dort tausendfach geübten Verfahren mit einer Medikamentenüberdosis vergiftet wurde.¹¹

Karl Rasch
zuletzt wohnhaft in Berlin - Reinickendorf,
Kolonie am Brocken 10 (Wittestraße)

Karl Rasch wurde am 3. Januar 1891 in Sprockhöfen (Ostpreußen) geboren und evangelisch getauft. Herr Rasch erlernte den Beruf eines Schlossers; 1926 heiratete er und hatte zwei Kinder.

Am 28. November 1908 wurde er erstmals in die Wittenauer Heilstätten (heute Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik) aufgenommen. Er litt unter epileptischen Anfällen, wurde aber bereits nach kurzer Zeit, am 15. Dezember 1908, wieder entlassen. Im Ersten Weltkrieg wurde Karl Rasch als tauglich gemustert und erlitt als Soldat eine Verwundung durch einen Granatsplitter am rechten Knie. Auf Grund dieser Verletzung wurde er zu 50 % berentet.

Aus den vorhandenen Unterlagen geht hervor, dass Karl Rasch von Dezember 1933 bis Juli 1939 wegen seiner Anfälle immer wieder in die Wittenauer Heilstätten aufgenommen und dort behandelt wurde. Am 6. Juni 1934 wurde er im Rudolf-Virchow-Krankenhaus zwangsweise sterilisiert.

In dem Aufnahmeprotokoll vom 22. April 1937 wurde das Krankheitsbild von Karl Rasch wie folgt bewertet: „Demnach leidet R. an Epilepsie mit Dämmerzustand. Unterbringung in einer geschlossenen Anstalt (...) ist erforderlich. (wegen gemeingefährlicher Geisteskrankheit).“

Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, am 12. Juli 1939, wurde Karl Rasch „zur Verlegung nach Obrawalde vorgeschlagen.“

Den Unterlagen ist zu entnehmen, dass Karl Rasch gegen seinen Willen in der Heil- und Pflegeanstalt Obrawalde bei Meseritz, etwa 150 Kilometer östlich von Berlin gelegen, festgehalten wurde. Auf einer Postkarte, die er an seine Frau und Tochter gerichtet hatte (und die von der Anstaltsleitung zurückgehalten wurde), schreibt er: „Ich habe es sehr schwer und werde hier festgehalten. Man hat keinen Grund mich einzuschließen und hält mich fest und schon über ein Jahr.“ Trotz seines jahrelangen Aufenthaltes in Obrawalde gibt es in seiner Krankengeschichte kaum Einträge über diese Zeit.



¹¹ Biografie erarbeitet von Christina Härtel

Therapeutische oder pflegerische Maßnahmen wurden nicht dokumentiert. Der letzte Eintrag über den Tod von Karl Rasch am 19. November 1943 lautet: „gehäufte Krampfanfälle“. Tatsächlich lassen die Umstände seines Todes darauf schließen, dass Karl Rasch in Obrawalde in einem dort tausendfach geübten Verfahren mit einer Medikamenteüberdosis vergiftet wurde.¹²

Bertha Scheibner
zuletzt wohnhaft in
Berlin - Reinickendorf, Roswithastraße 16

Bertha Scheibner wurde am 27. Mai 1896 in Brostau, Kreis Glogau/Schlesien geboren. Nach eigenen Angaben wurde sie vorehelich geboren; der leibliche Vater sei Apotheker gewesen. Ihre Mutter sei schwermütig gewesen, jedoch nicht in eine Anstalt gekommen, sie hätte als Köchin gearbeitet und sei schon 1915 mit 44 Jahren an einem „Herz- und Gehirnschlag“ gestorben. Im selben Jahr erkrankte Bertha Scheibner 19jährig an einer ersten schizophrenen Episode, die acht Wochen anhielt, jedoch nicht ärztlich behandelt wurde.



Bertha Scheibners Stiefvater war Magazinverwalter an der Berliner Universität. Er starb 1931 mit 58 Jahren. Nach Beendigung der Schule hatte sie ihm vier Jahre lang die Wirtschaft geführt, da die Mutter krank war. Der Vater wollte nicht, dass sie einen Beruf erlernte. Dass er nicht ihr leiblicher Vater war, erfuhr sie erst kurz vor ihrer Hochzeit, weil sie den Bruder ihres Stiefvaters heiratete, den sie für ihren Onkel halten musste. Die Hochzeit mit dem 8 Jahre älteren Friseur Karl Scheibner fand 1919 statt. Auch Bertha Scheibner absolvierte nach ihrer Heirat eine Friseurlehre. Nach Angaben des Ehemannes war sie vor Ausbruch ihrer Erkrankung feinfühlig, empfindlich, gelegentlich auch reizbar. 1921, mit 25 Jahren, gebar sie ihren einzigen Sohn Günther.

Im Oktober 1927 erkrankte sie erneut und wurde für einige Wochen in eine private Nervenheilanstalt in Zepernick bei Berlin eingewiesen. Dort wurde sie in einem „stuporösen Zustand“ (bewegungslos, reaktionslos gegenüber Außenreizen) aufgenommen. Sie war mutistisch (stumm) und verweigerte die Nahrung; zu Affektäußerungen war sie nicht in der Lage, außerdem bestanden Unruhe und Schlaflosigkeit. Die Diagnose lautete „Spaltungsirresein“ (Schizophrenie) bzw. „Katatonie“ (Erscheinungsform der Schizophrenie).

Die nächste Aufnahme erfolgte im Juli 1929 in der Heil- und Pflgeanstalt Herzberge. Diesem Aufenthalt war eine Fehlgeburt vorausgegangen. Von Herzberge aus wurde Frau Scheibner im April 1930 in die Heil- und Pflgeanstalt Buch verlegt. Hier blieb sie bis Mai des gleichen Jahres mit der Diagnose „Rekonvaleszenz nach schizophrenem Schub/Debilität“.

1934 wurde sie, vermutlich wegen ihrer Geisteskrankheit, von ihrem Ehemann geschieden. Der Sohn lebte danach beim Vater. Er bestand später das Abitur und war zuletzt Soldat. Er wollte wahrscheinlich Chemiker werden.

¹² Biografie erarbeitet von Steffi Krause

Im Februar 1935 wurde Bertha Scheibner auf Veranlassung des Krankenhauses Weißensee wieder in die Heil- und Pflegeanstalt Buch aufgenommen. Zu diesem Zeitpunkt war sie ungefähr seit einem dreiviertel Jahr geschieden. Bei der Aufnahme gab sie an, als Friseurin und in einer Nähstube gearbeitet zu haben. Am 19. September des Jahres wurde sie zwangsweise sterilisiert und danach entlassen.

Bereits im Mai 1936 wurde Frau Scheibner wegen Geistesstörung und Suizidgefahr wiederum in Herzberge aufgenommen. Hier verbrachte sie 2 Jahre bis Oktober 1938. Immer wieder wird vermerkt, dass sie sehr laut und unruhig war, jammerte, schimpfte und grimassierte, Sachen zerriss und umherwarf. Auch wird von Situationen berichtet, in denen sie das Pflegepersonal angriff, Mitpatienten belästigte und hässliche, ordinäre Reden führte. Frau Scheibner wurde häufiger isoliert. Es gibt aber auch Aufzeichnungen, dass sie freundlich, zum Teil heiter gewesen sei und ein gewisser Kontakt zur Umwelt bestand.

Nach der Entlassung aus der Anstalt blieb sie ein Jahr lang bei ihrer Tante in der Familienpflege. Von 1939 an arbeitete sie vier Jahre in einem Rüstungsbetrieb. Nach dem Tod ihres Vaters hatte sie ein Grundstück (Parzelle) geerbt. Aus diesem Grund gab es Streit mit der Stiefmutter, mit der der Vater zuletzt verheiratet gewesen war. Sie musste sich ihr Grundstück erkämpfen. Darauf stand eine kleine Hütte mit Stube und Küche.

Am 15. Dezember 1943 wurde Frau Scheibner in die Wittenauer Heilstätten aufgenommen, weil sie nach Angaben eines Nachbarn unvollständig angekleidet umhergeirrt war und wirre Reden geführt hatte. Bei der Aufnahme wurde vermerkt, dass Frau Scheibner zu ihren Personalien orientiert war, jedoch keine Zeitangaben zu den vorherigen Aufenthalten in Krankenanstalten machen konnte. Sie erzählte weitschweifig und wollte auch Ungefragtes anbringen. Inhaltlich machte sie Andeutungen von etwas Expansivem und berichtete von akustischen Halluzinationen: „Die Stimmen sagen, ich darf nicht sterben, ich muss in die Fußstapfen meines Vaters treten.“ Auch in der folgenden Zeit war Frau Scheibner sehr verwirrt und unruhig. Sie hatte Schlafstörungen, führte ständig Selbstgespräche („unterhielt sich rege mit ihren Stimmen“) und wurde häufiger laut. Mindestens dreimal wurde sie isoliert.

Am 11. Februar 1944 wurde Frau Scheibner in die Heil- und Pflegeanstalt Meseritz-Obrawalde verlegt. Bereits 6 Tage später, am 17. Februar, starb sie angeblich an „Entkräftung“. Tatsächlich lassen die Umstände darauf schließen, dass Bertha Scheibner in Obrawalde in einem dort tausendfach geübten Verfahren mit einer Medikamentenüberdosis vergiftet wurde.¹³

¹³ Biografie erarbeitet von Bente Seelig

**Johanna Seiffert
zuletzt wohnhaft in
Berlin - Reinickendorf, Steinmetzstraße 7
(heute Heidenheimer Straße)**

Johanna Seiffert wurde am 23. September 1908 in Berlin geboren. Die Familie lebte in der Steinmetzstraße 7 in Hermsdorf. Die Straße wurde 1961 in Heidenheimer Straße umbenannt. Auf dem Grundstück steht heute ein Bungalow, der nach Aussage der Bewohnerin 1972 erbaut wurde. Früher befand sich auf dem Grundstück zurückversetzt ein altes Holzhaus.



Der Vater, Paul Seiffert, von Beruf Oberpostschaffner, hatte sich bereits mit 38 Jahren wegen Neurasthenie (Nervenschwäche) pensionieren lassen und war seitdem als Buchhalter tätig. Er war Anhänger theosophischer Lehren und beschäftigte sich mit einschlägigem Schrifttum. Die Mutter Anna war Hausfrau.

Die Eheleute Seiffert hatten weitere vier Kinder und zwar zwei Töchter, die jünger als Johanna waren. Eine Tochter war im Alter von 17 Jahren verstorben – sie war verwachsen. Des Weiteren gab es zwei Söhne in der Familie, die älter als Johanna waren. Bei einem trat im jugendlichen Alter eine Beinlähmung auf, die nicht behoben werden konnte. Die beiden anderen Geschwister waren gesund. Johanna Seiffert selbst war auffallend klein (140 cm als Erwachsene).

Sie besuchte das Lyceum und lernte recht gut bis auf das letzte Jahr, in dem sie 15 Jahre alt war. Damals ließ sie in ihrem Arbeitseifer nach, ihre Stimmungslage war erheblich herabgedrückt. Sie litt an einer allgemeinen Unzufriedenheit, fühlte sich eine Zeit lang auf der Straße beobachtet und glaubte, dass Männer sich über ihre kleine Figur lustig machten. Sie wurde für ein Jahr in eine Försterei gegeben, wo sie zunächst wieder zu ihrer früheren Heiterkeit und Arbeitsfreudigkeit fand. Im Anschluss besuchte sie die Handelsschule und war dann von 1926 bis 1928 als Stenotypistin tätig. In dieser Zeit wechselte ihre Stimmung häufig; sie war leicht reizbar. 1928 wurde sie wegen hochgradiger Nervosität zur Kur geschickt, die sie aber bald abbrach, weil ihre Stubengefährtin es mit ihr nicht aushielt.

Frau Seiffert nahm eine neue Stelle an, die sie jedoch bald wieder aufgab, weil sie der Arbeit nicht gewachsen war. Eines Tages lief sie von zu Hause fort und hinterließ einen Brief, in dem sie angab, aus dem Leben scheiden zu wollen; sie kehrte jedoch zurück, ohne ihr Vorhaben ausgeführt zu haben. Gegenüber ihren Angehörigen war sie misstrauisch, bezog deren Gespräche auf sich, weinte viel und ging allen Bekannten aus dem Weg. Am 21. September 1929 wurde sie für eine Woche mit der Diagnose „Schizophrenie“ in die Nervenlinik der Charité Berlin aufgenommen.

Obwohl sich ihr Gesundheitszustand nicht entscheidend gebessert hatte, nahm sie nach ihrer Entlassung wiederum eine Stellung an. Es traten nun neben den bisherigen Krankheitserscheinungen Wutanfälle auf und am 27. November 1934 wurde Frau Seiffert nach einem Tobsuchtsanfall in die Wittenauer Heilstätten eingewiesen. Bei der Aufnahme klagte sie darüber, auf der Straße beobachtet und belächelt zu werden. Sie hörte Stimmen, die ihr

Befehle gaben. In der Anstalt war sie zeitweise sehr erregt, schimpfte ohne ersichtlichen Grund und war auch aggressiv gegenüber Mitpatienten. Sie war kaum ansprechbar und zeigte über Monate ein ausgesprochen katatonies Bild. Auf Antrag des Direktors der Wittenauer Heilstätten wurde Frau Seiffert am 7. April 1936 im Spandauer Krankenhaus zwangsweise sterilisiert und bald darauf als „geheilt“ zu den Eltern nach Hermsdorf entlassen.

In den folgenden knapp zwei Jahren lebte sie bei ihren Eltern. In dieser Zeit bewarb sie sich wiederholt als Stenotypistin, wechselte jedoch ihre Arbeitsstellen immer wieder kurzfristig. Zu Hause war sie langsam und träge; bei den Eltern wuchs der Wunsch, sie in einem Heim unterzubringen. Am 3. Juni 1938 wurde Frau Seiffert von der Mutter zur erneuten Aufnahme in die Wittenauer Heilstätten gebracht. Sie war immer wieder von zu Hause fortgelaufen, hatte Firmen belästigt und um Anstellung nachgesucht.

Vom 11. Juli 1938 an befand sie sich in einer Pflegeeinrichtung in Berlin-Glienicke. Anfang 1941 wurde bei einer Visite festgestellt, dass Frau Seiffert seit einiger Zeit das Essen verweigerte und gefüttert werden musste. Sie hatte stark abgenommen. Sie fühlte sich belästigt und verhielt sich aggressiv gegenüber Mitpatienten. Am 14. November 1941 kam sie aus der Pflege zurück in die Wittenauer Heilstätten. Sie befand sich in schlechter gesundheitlicher Verfassung und musste angezogen und gefüttert werden.

Bis zu ihrer Verlegung am 22. Juli 1942 in die Heil- und Pflegeanstalt Obrawalde bei Meseritz hatte sich ihr Allgemeinbefinden wieder verbessert; sie war zeitlich und örtlich orientiert und nicht mehr so pflegebedürftig. In Obrawalde wurde allerdings festgehalten, dass Frau Seiffert zunehmend kataton wurde und zuletzt nichts mehr zu sich nahm. Sie starb am 10. Januar 1943 angeblich an Entkräftung. Die Umstände ihres Todes lassen jedoch darauf schließen, dass sie in Obrawalde mit einer Medikamenteüberdosis vergiftet wurde.¹⁴

**Luise Stanislaw
zuletzt wohnhaft in
Berlin - Reinickendorf, Scharnweberstraße 72**

Luise Stanislaw, geborene Bartelsmeier, wurde am 23. September 1893 im westfälischen Valdorf, Kreis Herford, geboren. Sie war das dritte von sieben Kindern ihrer Eltern.

Frau Stanislaw besuchte die Volksschule, absolvierte eine Schneiderausbildung und eröffnete in Berlin ein Kleidergeschäft. Als sie 1942 in die Wittenauer Heilstätten (heute Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik) aufgenommen wurde, war ihre kinderlose Ehe bereits geschieden.

Frau Stanislaw wurde am 26. Juni 1942 auf Betreiben ihres zuständigen Polizeireviers vom Amtsarzt des Gesundheitsamtes Reinickendorf, Dr. Pfabel, in die Wittenauer Heilstätten eingewiesen. Sie war seit einem Jahr durch



¹⁴ Biografie erarbeitet von Günther Geil

„wirres Reden“ aufgefallen und hatte der Polizei „Schriftstücke mit blödem Inhalt vorgelegt“ (aus dem amtsärztlichen Gutachten).

Der Aufnahmearzt der Klinik, Dr. Balthasar, stellte im Gespräch mit ihr Pseudologien und Wahnideen fest und stellte die Diagnose: „Involutionenpsychose (paranoide) mit hysterischen Zügen.“

Den Unterlagen ist zu entnehmen, dass Frau Stanislaw mit ihrer Einweisung nicht einverstanden war, immer wieder forderte sie ihre Entlassung. Sie behauptete, in Kontakt mit Frau Goebbels, Frau Mussolini und weiteren bekannten Persönlichkeiten zu stehen. Außerdem meinte sie mehrmals, dass Gas in ihr Bett ströme und sie deshalb nicht schlafen könne.

Am 22. September 1942 wurde in der Krankenakte vermerkt, dass es im Zustand der Patientin keine Veränderung gegeben habe. Es wurde die Verlegung in eine Einrichtung in der Provinz vorgeschlagen.

Mit Verlegung in die Provinz war damals die Verlegung nach Obrawalde gemeint. Die Heil- und Pflegeanstalt Obrawalde bei Meseritz (heute Polen, ca. 150 km östlich von Berlin) war unter den Nationalsozialisten eine Tötungsanstalt, in der mehrere tausend psychisch kranke Menschen ermordet wurden.

Am 2. Oktober 1942 wurde Frau Stanislaw mit einem Sammeltransport nach Obrawalde verlegt. Die folgenden 16 Monate Aufenthalt finden in der Krankengeschichte keinen nennenswerten Niederschlag, Pflegeberichte fehlen völlig. Der letzte Eintrag am 29. Januar 1944 lautet: „Exitus letalis; Todesursache Entkräftung bei Furunkulose.“ Die Umstände ihres Todes lassen es als sicher annehmen, dass Luise Stanislaw in Obrawalde mit einer Medikamentenüberdosis vergiftet oder vorsätzlich dem Hungertod preisgegeben wurde.¹⁵

Karl Szczesny
zuletzt wohnhaft in
Berlin - Reinickendorf, Am Klauswerder 11

Karl Szczesny wurde am 28. Oktober 1888 in Koeslinen/Kreis Altenstein in Ostpreußen geboren.

Er war von Beruf Maurer und hatte bis zum Ausbruch seiner Erkrankung im Dezember 1940 in seinem Beruf gearbeitet. Damals hatten ihn zwei Arbeitskollegen, mit denen er beim Luftschutzbau beschäftigt gewesen war, zur Aufnahme in das Rudolf-Virchow-Krankenhaus begleitet. Sie hatten angegeben, dass er mehrfach von der Leiter gefallen sei und einen verwirrten Eindruck gemacht habe. Im Aufnahmebefund des Virchow-Krankenhauses wurde festgehalten, dass Karl Szczesny seinen Namen nicht richtig angeben, überhaupt kaum verständlich sprechen konnte. Er war desorientiert und zeigte auch deutliche neurologische Ausfälle. Die Diagnose lautete „Progressive Paralyse“.



¹⁵ Biografie erarbeitet von Rainer Bünger

Nach eigenen Angaben hatte er sich kurz nach dem Ersten Weltkrieg venerisch infiziert und war nach den Möglichkeiten der Zeit auch entsprechend behandelt worden. Da es noch kein wirksames Antibiotikum gab, konnte diese Therapie jedoch nicht nachhaltig wirken. Nun war nach mehr als 20 Jahren die Erkrankung unerwartet in ihr drittes Stadium getreten und hatte zu schwerwiegenden körperlichen und psychischen Störungen geführt. In der Folge musste sich Karl Szczesny im Virchow-Krankenhaus einer Malaria-Behandlung unterziehen, der damals einzigen Behandlungsmethode, die eine gewisse Aussicht bot, die Krankheit wenigstens zum Stillstand bringen zu können; in einer Anzahl von Fällen trat sogar eine vorübergehende oder dauernde Besserung des Zustandes ein. Karl Szczesny überstand die körperlich außerordentlich belastende Fieber-Kur gut und konnte am 18. März 1941 aus dem Virchow-Krankenhaus entlassen werden. Die Krankheitserscheinungen waren deutlich geringer geworden; er war kontaktfähig und besaß Krankheitseinsicht. In seinem Beruf konnte er allerdings nicht mehr arbeiten und wurde deshalb berentet.

Gut ein Jahr später, am 18. April 1942, wurde er von der Polizei in die Wittenauer Heilstätten eingewiesen, weil seine Angehörigen, vor allem seine Frau, sich von ihm bedroht fühlten. Karl Szczesny war zweifach verwitwet, seine dritte Frau, Wally, arbeitete als Zugbegleiterin bei der Reichsbahn. Er hatte außerdem eine Tochter, die aber selbst bereits verheiratet war.

Bei der Aufnahme in Wittenau war Karl Szczesny über seine Personalien und über die wesentlichen Zeitereignisse orientiert; er verhielt sich auch geordnet und bestritt vehement, seine Angehörigen bedroht zu haben. Andererseits zeigte er aber die typischen Krankheitszeichen der fortschreitenden Paralyse, wie Merkschwächen und Sprachstörungen. Die Diagnose lautete „beginnende Demenz“. Wiederum musste er sich einer Fieber-Kur unterziehen, die sich bis in den September des Jahres 1942 hinzog, ohne dass eine wesentliche Besserung erzielt werden konnte. Zwar nahm Karl Szczesny weiterhin Anteil an seiner Umgebung, konnte auch über sich und seine Krankheitsgeschichte leidlich Auskunft geben, doch wurde er zunehmend pflegebedürftig.

Am 20. September 1942 wurde er zur Verlegung nach der Heil- und Pflegeanstalt Meseritz-Obrwalde, rund 150 km östlich von Berlin, vorgeschlagen und eine Woche darauf in einem Sammeltransport dorthin verlegt. Einen Monat später, am 28. Oktober 1942, starb Karl Szczesny, angeblich an einer „Hirnlähmung“ in Obrwalde, ohne dass in seiner Krankenakte noch pflegerische oder therapeutische Maßnahmen vermerkt worden wären.

Wir wissen heute, dass er eines der ersten Opfer einer im Herbst 1942 beginnenden dezentralen Krankenmordaktion wurde, der allein in Obrwalde annähernd 10.000 Menschen zum Opfer gefallen sein dürften. Karl Szczesny starb nicht an den Folgen seiner langjährigen schweren Erkrankung, sondern wurde in einem tausendfach geübten Verfahren mit einer Überdosis von Medikamenten in Obrwalde ermordet.¹⁶

¹⁶ Biografie erarbeitet von Thomas Beddies

Erna Teschner
zuletzt wohnhaft in
Berlin - Reinickendorf, Antonienstraße 61

Erna Teschner, geb. Blank, wurde am 15. Juni 1912 in Berlin geboren und wuchs auf Grund schwieriger familiärer Verhältnisse bei Pflegeeltern auf.

1935 heiratete sie den gelernten Dreher Kurt Teschner, der als Vorarbeiter in einem Metall verarbeitenden Betrieb tätig war. Aus der nach eigenen Angaben „sehr glücklichen“ Ehe ging ein gesundes Mädchen hervor. Erna Teschner hatte Verkäuferin gelernt und eröffnete Ende 1941 einen kleinen Laden für Haushaltsartikel und Seife.

Am 14. August 1942 wurde sie in die Wittenauer Heilstätten aufgenommen. Die Diagnose lautete „Reaktive Depression“, also eine traurige Verstimmung im Zusammenhang mit äußeren Ereignissen.

Bei der Aufnahmeuntersuchung beschrieb sie sich selbst als „ängstliche Natur“, die schon immer - etwa angesichts großer Menschenmengen - Angstzustände bekommen habe. Jetzt während der Kriegszeit fühle sie sich dauernd überfordert: „Ich musste immer weinen und die Arbeit und die Wirtschaft und die Kleine und Ware holen und anstehen, das war mir zu viel.“ Im Verlauf ihres Aufenthaltes in Wittenau war Frau Teschner jederzeit über ihre Situation orientiert, auch war sie zugänglich und gut ansprechbar.

Nach einigen Wochen der Beobachtung wurde sie am 10. Oktober 1942 nach Hause entlassen. In der Zusammenfassung der Akte dieses ersten Aufenthaltes heißt es: „Es handelt sich um eine von Hause aus psychasthenische (Psychasthenie: ‚Mangel an seelischer Kraft‘) ängstliche Persönlichkeit, die den erhöhten Anforderungen der jetzigen Zeit nicht gewachsen ist.“

Bereits ein halbes Jahr später, am 22. April 1943, musste Erna Teschner mit der Diagnose „manisch-depressive Erkrankung“ in die Nervenklinik der Charité aufgenommen werden. Im Vordergrund der Krankheitserscheinungen stand jetzt eine hochgradige Unruhe, verbunden mit einem starken Rededrang. Sie erhielt große Dosen des Beruhigungsmittels Luminal, außerdem wurden - ebenfalls zur Beruhigung - Dauerbäder angeordnet. Im Laufe einer Elektroschockbehandlung kam es dann zu einer Beruhigung und Besserung, so dass sie am 15. Juni 1943 zunächst zu ihrem Mann nach Hause entlassen werden konnte.

Bereits am 26. Juni 1943 jedoch wurde Frau Teschner in einem akuten Erregungszustand erneut in die Wittenauer Heilstätten aufgenommen. Zuhause hatte sie wirr durcheinander gesprochen, Gegenstände zerschlagen und war ziellos umhergeirrt. In Wittenau wurde sie auf Grund ihres erregten Verhaltens mehrfach isoliert und bekam Spritzen mit Beruhigungsmitteln; die „Behandlung“ blieb jedoch erfolglos. Auch begann man wiederum eine Elektroschockbehandlung mit insgesamt 16 Schocks. In der Folge beruhigte sie sich zunächst und wurde geordneter. Offenbar schmiedete sie auch Zukunftspläne. Von einem weiteren Kind riet man ihr ärztlicherseits jedoch strikt ab, außerdem wurde sie dem Amtsarzt mit dem Ziel der zwangsweisen Sterilisation



wegen „Schizophrenie“ gemeldet. Bereits kurz nach dem Ende der Elektroschockbehandlung verschlechterte sich ihr Zustand wieder in Richtung großer Unruhe; Frau Teschner wurde erneut isoliert und schließlich am 6. Dezember 1943, in die Heil- und Pflegeanstalt Obrawalde bei Meseritz verlegt.

Der einzige Eintrag dort lautete am 22. Januar 1944: „Exitus letalis“. Als angebliche Todesursache wurde eine Darmgrippe angegeben. Tatsächlich lassen die Umstände ihres Todes aber darauf schließen, dass die nicht arbeitsfähige und pflegebedürftige Frau kurz nach ihrer Ankunft in Obrawalde mit einer Medikamentenüberdosis vergiftet wurde.¹⁷

Marie Thiele
zuletzt wohnhaft in
Berlin - Reinickendorf, Klosterheider Weg 1

Marie Thiele wurde am 4. Dezember 1896 in Berlin als Tochter eines Kaufmanns geboren; sie hatte fünf Geschwister. Nach der Schule war sie als Verkäuferin tätig und heiratete mit 18 Jahren den Ingenieur Siegfried Thiele. 1915 wurde ein Sohn geboren.



Mit 42 Jahren wurde sie erstmals stationär psychiatrisch behandelt. Vorausgegangen waren Monate, in denen sie aus Sorge um den Sohn, der als Hauptfeldwebel in Österreich diente, unruhig und depressiv gewesen war. Im April 1939 wollte sie, von einer plötzlichen „Wanderlust“ befallen, zu ihrem Sohn reisen, wurde aber in München verwirrt aufgegriffen und kam für vier Wochen in die Nervenklinik der Berliner Charité. Die zunächst diagnostizierte Schizophrenie bestätigte sich nicht, die Symptome deuteten vielmehr auf eine depressiv-paranoide Rückzugspsychose hin (in den Krankenakten als präsenile-paranoide Psychose oder klimakterische Psychose bezeichnet).

Marie Thiele fühlte sich durch Nachbarn, die Polizei, „die“ Katholiken beobachtet und verfolgt, sie hörte vermutlich Stimmen, fühlte sich durch Strahlen beeinflusst. Immer wieder fiel sie durch öffentliches Schimpfen, z. T. auch mit politischen Inhalten, auf. Sie war affektlabil, das eine Mal ängstlich und depressiver Stimmung, ein anderes Mal wieder aggressiv und laut.

Nach dem stationären Aufenthalt im April 1939 lebte sie zunächst zu Hause; am 2. September 1939 wurde sie in die Heil- und Pflegeanstalt Buch eingewiesen. Auf diesen zweiwöchigen Aufenthalt folgte wiederum eine längere Phase zu Hause in Hermsdorf, bis sie am 14. Februar 1941 polizeilich in die Wittenauer Heilstätten eingeliefert wurde. Dort wurde sie mit „Haus- und Handarbeiten“ beschäftigt, häufig aber auch isoliert, da sie sehr viel schimpfte und renitent war. Ihr jüngerer Bruder befand sich wegen einer paranoiden Psychose vermutlich zu dieser Zeit ebenfalls in Wittenau. In einem Gespräch gab sie an, dass sie die Befürchtung, bestrahlt zu werden, von ihm gehört und dann auch auf sich bezogen habe.

¹⁷ Biografie erarbeitet von Thomas Beddies

Im Juni 1942 wurde sie, ohne dass sich ihr Zustand verbessert hätte, nochmals nach Hause entlassen, um am 10. Dezember 1942, kurz nach ihrem 46. Geburtstag, erneut polizeilich in die Wittenauer Heilstätten eingewiesen zu werden. Am 15. Dezember wurde sie „zur Verlegung in die Provinz vorgeschlagen“ und am 29. Dezember 1942 in die Heil- und Pflegeanstalt Obrawalde, rund 150 km östlich von Berlin gelegen, verlegt.

Nur eine einzige knappe Seite der Krankengeschichte dokumentiert die folgenden 15 Monate. Frau Thiele wurde nach wie vor als sehr unruhig und gereizt beschrieben: („behauptet, nachts von einem ‚idiotischen Arzt‘ Spritzen zu bekommen“) und wurde in den Werkstätten beschäftigt. Über Kontakte zu ihrer Familie in dieser Zeit ist nichts bekannt.

Marie Thiele starb am 24. März 1944; als Todesursache wurde eine akute Nierenentzündung angegeben. Tatsächlich lassen die Umstände ihres Todes darauf schließen, dass sie in Obrawalde mit einer Medikamentenüberdosis vergiftet wurde.¹⁸

¹⁸ Biografie erarbeitet von Kerstin Stiehler